Vom Knecht zum Meister : die Uli-Romane im Kontext von Sozialgeschichte und christlicher Hauslehre

Autor(en): **Reichen, Roland**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte**

Band (Jahr): **76 (2014)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-587375

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vom Knecht zum Meister

Die *Uli*-Romane im Kontext von Sozialgeschichte und christlicher Hauslehre

Roland Reichen

Einleitung

Wie Uli der Knecht glücklich wird sei «ein Versuch, für Dienstboten zu schreiben»,[1] «Lektur für Knechte und Mägde zu schaffen aus ihrem Lebenskreise»,[2] erklärt Gotthelf in Briefen aus der Entstehungs- und Publikationszeit des Romans zu Beginn der 1840er-Jahre. Entspricht seine Darstellung des Gesindelebens in dem «vortrefflichen Volksbuch» aber tatsächlich der «Wahrheit»,[3] wie es in einer Rezension zur Fortsetzung, zu *Uli der Pächter*, hiess? Ein Waisenknabe, ein armer, verschuldeter Knecht,[4] der es zum «wohlhabenden Pächter» und schliesslich sogar zum «reiche[n] Bauer[n]» bringt,[5] zum Besitzer eines der grössten Höfe «im ganzen Bernbiet»[6] – steht der soziale Aufstieg, den die beiden *Uli*-Romane schildern, nicht in äusserstem Gegensatz zu den realen Existenzmöglichkeiten ländlicher Dienstboten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts? Bieten die beiden Romane nicht vor allem den Blick eines Privilegierten auf die ländliche Unterschicht, wie Erika Flückiger Strebel mit Bezug auf den *Bauernspiegel* feststellt?[7] Ist das sozialgeschichtlich rekonstruierbare Elend der «dienende[n] Klasse»[8] zu Gotthelfs Lebzeiten nicht gleichsam verdeckt von den volkspädagogischen Absichten[9] des Autors, von der christlichen Anthropologie[10] des Theologen?

Die «Armennoth» zu Gotthelfs Zeiten

Gotthelf behandelt in den *Uli*-Romanen «eine der großen Ängste des Zeitalters»:[11] die «Angst» vor dem «millionenköpfige[n] Ungeheuer» der Armut, gegen die er bereits in der *Armennoth* (1840) anschrieb.[12] Im Amtsbezirk Konolfingen, dessen soziale Entwicklung im 19. Jahrhundert als repräsentativ für das Emmental gelten kann, hatten schon um 1800 71 Prozent der Haushalte nicht mehr genug eigenes Land zur Selbstversorgung. Drei Viertel des Kulturlandes befanden sich im Besitz relativ weniger landwirtschaftlicher Mittel- und Grossbetriebe. Zwergbetriebe schwanden zusehends, während das landarme und landlose Proletariat anwuchs. Bis zur Jahrhundertmitte wurde das soziale Gefälle immer steiler:[13] Der Import fabrikmässig gefertigter Baumwolle – in den Romanen nicht zufällig von dem nach seiner Profession benannten, windigen Gatten Elisis betrieben – [14] zerstörte die Emmentaler Heimindustrie der Leinenweber.[15] Die vermehrte Arbeitsteilung im Rahmen der Agrarmodernisierung reduzierte den Bedarf an weiblichem Dienstpersonal auf den

grossen Höfen.[16] Von den frühen 1830er-Jahren an drängten geburtenstarke Jahrgänge auf den Arbeitsmarkt und schufen bis in die 1850er-Jahre hinein ein Überangebot an Arbeitskräften für die mittleren und grossen Landwirtschaftsbetriebe.[17] Zum Teil mussten sich «Tauner», also Menschen, die nicht genügend Land zur Selbstversorgung besassen und deshalb auf einen Zusatzerwerb als Tagelöhner angewiesen waren,[18] wie auch Mägde und Knechte damit abfinden, lediglich für Kost und Logis und vielleicht ein Kleidungsstück zu arbeiten.[19]

Zur Entstehungszeit der beiden *Uli*-Romane herrschte, mit anderen Worten, ohne alle Übertreibung «Armennoth». Die Schweizer Bevölkerung bestand zu 60 bis 70 Prozent aus nahezu gänzlich besitzlosem Gesinde sowie Taunern, Handwerkern und Heimarbeitern, die ihren Unterhalt nur durch die Kombination verschiedener Erwerbsmöglichkeiten mehr schlecht als recht bestreiten konnten.[20] In Deutschland, wo Gotthelf dank seinem Verleger Julius Springer erst zu einem vielgelesenen Autor wurde,[21] waren «50 bis 60 Prozent der Landbevölkerung ziemlich schutzlos der Armut ausgeliefert».[22]

Dienstboten und Tagelöhner

Dienstboten waren in hohem Masse gefährdet, spätestens im Alter auf die Armenunterstützung der Gemeinden angewiesen zu sein, wie Gotthelf in seiner *Preisschrift für die Ersparniskasse Wangen* (1830) schreibt.[23] Die Berner Mittel- und Grossbauern rekrutierten sie zu einem grossen Teil unter den «Armenkinder[n]»;[24] im Emmental sollen «am häufigsten»[25] Waisenkinder wie Uli und Vreneli,[26] die Hauptfiguren der beiden *Uli*-Romane, zu Dienstboten gemacht worden sein. Im Gegensatz zu den auf den Höfen beschäftigten Tagelöhnern, die eigene Haushalte hatten, wohnten die Knechte und Mägde wie in vielen Gegenden West- und Mitteleuropas im Haushalt des Bauern und waren in seine Familie integriert.[27] Der Gesindedienst begann in der Regel zwischen dem 10. und 14. Altersjahr.[28] Er war im Allgemeinen keine lebenslange Stellung, sondern meist auf das zweite und dritte Lebensjahrzehnt beschränkt. Er endete, wenn eine Heirat möglich wurde;[29] Reinhard Sieder charakterisiert ihn geradezu als eine «‹Wartezeit› auf die Heirat».[30] Einen Reflex darauf stellt im *Knecht* die Episode mit den Mägden Stini und Ürsi dar, die beide Uli heiraten möchten.[31] Ihre Darstellung bleibt zwar im typenhaft Komisch-Derben, sodass die menschliche und ökonomische Not, die oft hinter der Partnersuche ländlicher Dienstboten stand, in ihrem Fall kaum greifbar wird.[32] Sie lässt

sich immerhin an den Hoffnungen ablesen, die Uli an eine Heirat knüpft: die «Abkürzung» seiner – die Selbstbestimmung stark einschränkenden –[33] Dienstzeit, die Selbständigkeit.[34]

Die Heiratschancen standen allerdings für einen grossen Teil der Dienstboten schlecht. Tiefer Lohn und kaum vorhandene Erbschaft erschwerten oder verunmöglichten die Gründung eines eigenen Haushalts,[35] den Erwerb eines Zwergbetriebes – ganz besonders im Emmental, wo «kleine Heimwesen» nur «zu übertriebenem Preis» zu haben waren.[36] Ein erheblicher Teil der Bevölkerung wurde so zur Abwanderung gezwungen.[37] Viele Dienstboten blieben auch unverheiratet, die Zahl der unehelichen Kinder unter ihnen war «sehr hoch».[38] Wer heiraten konnte, eine Unterkunft für die eigene Familie in der Gegend fand, verblieb – wie in den meisten ländlichen Regionen des deutschen Sprachraums – aller Wahrscheinlichkeit nach weiterhin in einem «‹untertänigen› Verhältnis» zu einem Bauern – nun einfach im Rahmen einer Tagelöhner-Existenz.[39]

Ein Blick in die Statistik veranschaulicht, in welchem Ausmass die Emmentaler Landwirtschaft des 19. Jahrhunderts auf den Schultern der generell schlecht bezahlten Dienstboten und Tauner ruhte, die von den Produktivitätsgewinnen der Agrarmodernisierung weitestgehend ausgeschlossen wurden:[40] 1856, zwei Jahre nach Gotthelfs Tod, gab es im Amtsbezirk Konolfingen insgesamt 5342 Erwerbstätige im ersten Sektor, 2192 Dienstboten und 1139 Tagelöhner.[41] Hält man sich vor Augen, dass vermutlich der allergrösste Teil der Dienstboten und Tagelöhner in der Landwirtschaft beschäftigt war, ergibt dies einen Anteil von rund 60 Prozent.

Gesellschaftliche Integration der Unterschicht unter christlichen Vorzeichen

Im Rahmen der in Deutschland absehbaren, in der Schweiz zum Teil schon erfolgten Liberalisierung und Demokratisierung der Gesellschaft entstand in den Jahren, als Gotthelf seine *Uli*-Romane schrieb, ein neues Interesse an der ländlichen Bevölkerungsmehrheit. Dieses Interesse äusserte sich einerseits in der literarischen Modegattung der «Dorfgeschichten», andererseits in der Gründung von Vereinen zur Volksbildung, in der Verbreitung volkserzieherischer Schriften.[42] Einen solchen pädagogischen «Zweck» verfolgte Gotthelf auch mit dem *Uli*, wie er in einem Brief an seinen Freund Carl Bitzius vom Dezember 1840 in Bezug auf den ersten Band zu erkennen gibt.[43] Die erziehe-

rische Intention ist unverkennbar im allerletzten Satz des Romans: «Merk dir das, lieber Leser!»[44] Sie ist herausgestrichen in dem zum Imperativ des letzten Satzes homonymen Familiennamen des Protagonisten, «Ulrich Merk»;[45] ein Name, der seinen Träger konnotativ zum Lernen auffordert und zugleich zu einem «Merk»-Beispiel macht.

In jenem Brief an Carl Bitzius rückt Gotthelf den *Knecht* selber inhaltlich in die Nähe der *Armennoth*.[46] Dort schrieb er, um den drohenden «Bruch» zwischen den «sogenannten Proletarier[n]» und den Besitzenden zu vermeiden, «der ganz Europa mit Blut und Brand bedecken würde»,[47] seien «keine Gesetze notwendig»,[48] sondern «echte[s]» Christentum. Denn getreu dem Wort aus der Apostelgeschichte, «daß Geben seliger ist denn Nehmen» (Apg 20,35), wäre «kein Reicher hartherzig, kein Armer unverschämt, kein Reicher unverständig im Geben, kein Armer unverständig im Genießen».[49]

Konkret setzte Gotthelf zu der Zeit, als die bernische Armenversorgung auf ein «Chaos» zusteuerte,[50] auf die christliche Lehre vom Haus als Mittel der Armutsbekämpfung. Sie war Teil seiner theologischen Ausbildung in Bern gewesen.[51] Diese christliche Ökonomik ging von der traditionellen Sozialform des «ganzen Hauses» aus, die im 19. Jahrhundert nicht mehr selbstverständlich war, der Produktions- und Wohngemeinschaft einer Kernfamilie mit Gesinde.[52] Die Lehre beruht auf biblischen Stellen zur Hausordnung und behandelt insbesondere die Pflichten, die jedem häuslichen «Stand» gegenüber den anderen Ständen im Haus auferlegt sind.[53] Der Hausherr wurde als Vertreter Gottes begriffen und sollte gegenüber den Bediensteten wie ein Vater auftreten.[54] Das Gesinde wurde zu Gehorsam und treuem Dienst angehalten.[55] Entsprechend fordert Gotthelf in der *Armennoth* «väterliches» Verhalten der Bauern gegenüber Mägden und Knechten, die ihrerseits «getreu [...] in ihrer Arbeit» sein sollten, da sie «eigentlich dem großen Meister da oben arbeiten».[56] Er drückt die Zuversicht aus, dass die Hausgemeinschaft im Zeichen dieser christlichen Sozialethik zu «eine[r] Familie» werde, die die sozialen Unterschiede zwischen den «einzelnen Stände[n]» überwinde.[57]

Gotthelf propagiert, mit anderen Worten, die Unterschicht durch das Dienstverhältnis christlich-familiär an die bäuerliche Mittel- und Oberschicht anzubinden.[58] Er glaubte, man könne arme Kinder durch eine hausväterliche Erziehung «für ein selbständiges Leben [...] befähigen, dadurch der Armut [...] begegnen» –[59] und lebte diesem Glauben im Rahmen seines Engagements für die Armenerziehungsanstalt Trachselwald auch im Praktischen nach.[60]

Die christliche Hauslehre im Knecht

Wie Werner Hahl dargelegt hat, spielt Gotthelf die in der *Armennoth* skizzierte Erziehung armer Kinder zur Selbständigkeit im *Knecht* exemplarisch durch.[61] Es zeigt sich hier die Tendenz biedermeierlicher Literatur zum sozialen Experiment, zum erzählerischen Ausloten denkbarer Familienkonstellationen.[62] Der Bodenbauer Johannes, Ulis erster Meister, entspricht dem «Typus des christlichen Hausvaters»,[63] der sich selbst als «Diener» Gottes versteht, sich «väterlich» der «Seelen» seines Gesindes annimmt,[64] Uli überzeugt, dass Treue im Dienst in seinem eigenen Interesse liege,[65] und ihm – im Hinblick auf eine mögliche Selbständigkeit mit eigenem «Haus und Hof» –[66] alles Nötige zur Bewirtschaftung eines Gutes beibringt.[67] Uli seinerseits findet unter der Fürsorge des Meisters wieder zum Glauben;[68] er entwickelt sich zu einem fleissigen,[69] sparsamen,[70] «christliche[n] Knecht»,[71] der sich um den Hof seines Dienstherren kümmert, als wäre es sein eigener.[72] Die Verinnerlichung des christlichen Dienstethos ermöglicht ihm seinen ersten Schritt auf der Karriereleiter – Johannes vermittelt ihm die Stelle als Meisterknecht auf dem Glunggenhof.[73] Indem Uli seinem dortigen Meister, dem «wunderlich[en]»[74] Joggeli, treu bleibt, obwohl der selber «mißtreu» ist,[75] ihn versucht,[76] richtet er sich nach der für die christliche Hauslehre massgeblichen[77] Petrusstelle: «Ihr Knechte, seid untertan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen» (1 Petr 2,18).

Eine Karriere durch «Gottvertrauen»

Mit pädagogischer Intention präsentiert der *Knecht* also ein – für Frühliberale wie Gotthelf charakteristisches –[78] sozialrestauratives[79] Gesellschaftsmodell zur Armutsbekämpfung; die Darstellung, gegebenenfalls Entwicklung der Hauptfiguren ist stark darauf ausgerichtet, dessen Tragfähigkeit unter Beweis zu stellen. Zugleich verhehlen aber, wie Pierre Cimaz gezeigt hat, weder der *Knecht* noch der *Pächter*, dass Ulis Werdegang ganz und gar aussergewöhnlich ist.[80]

Der *Christliche Volksbote aus Basel* kritisierte in einer Rezension von 1842, der erste *Uli*-Roman mache ein falsches Glücksversprechen, denn «nicht Alle können Meister werden – [...] manche müssen Knechte bleiben, Mägde, Zeitlebens!»[81] Dass «Alle» zu Pächtern und Meistern werden können, legen die beiden *Uli*-Romane, genau besehen, aber auch gar nicht nahe. Sie dokumentieren

im Gegenteil, dass die allermeisten Emmentaler Dienstboten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts weder das nötige Wissen noch den sozialen Status noch ausreichende finanzielle Mittel für eine Karriere wie jene Ulis hatten.

Vielen dürfte es schon an der Fähigkeit gemangelt haben, auf einem grossen Hof als Meisterknecht zu arbeiten, da sie keine umfassenden Kenntnisse in der Bewirtschaftung eines Gutes hatten, wie sie Joggeli zur Bedingung von Ulis Anstellung macht.[82] Dass Johannes seinem Knecht beispielsweise Säen und Pflügen beibringt, stand – worauf der Erzähler eigens hinweist –[83] im Gegensatz zu den «üblichen Gepflogenheiten».[84] Es entspricht hingegen der christlichen Hauslehre, wie namentlich Friedrich Schleiermacher sie fasste,[85] dessen Schrift *Über die Religion* Gotthelf 1817 gelesen hatte.[86] In seinen *Predigten über den christlichen Hausstand* (1820) fordert Schleiermacher die Hausherrn auf, ihre Dienstleute auf ein «selbständige[s] Dasein im eigenen Hauswesen» vorzubereiten.[87]

Ulis geringes Sozialprestige

Eine Karriere wie jene Ulis war für Emmentaler Dienstboten zu Gotthelfs Zeiten nicht völlig unmöglich. Zu Knechten und Mägden wurden vielfach auch die Geschwister des Anerben,[88] des jüngsten Bauernsohnes, der den Hof erbte.[89] Dank ihres Erbteils[90] hatten solche Dienstboten durchaus Aussicht, in eine Bauernfamilie einheiraten und einen Hof übernehmen zu können.[91] Der Lebensabschnitt des Gesindedienstes, der nicht nur mit ökonomischer, sondern auch mit rechtlicher Benachteiligung verbunden war,[92] platzierte die Individuen also noch nicht dauerhaft in einer sozialen Schicht.[93] In günstigen Fällen konnten auch arme Dienstboten durch Heirat aus der Unterschicht aufsteigen.[94] Das deutet Gotthelf in jenem schon zitierten Brief an Carl Bitzius an, wenn er – mit Blick auf die Episode, in der Uli beinahe Joggelis Tochter Elisi heiratet –[95] schreibt: «Jn Herzogenbuchsee hat sich die Geschichte der Töchter mit den Knechten innerhalb 2 Jahren in zwei der reichsten Häuser wiederholt.»[96]

In der Regel gab es auf den mittleren und grossen Höfen im deutschen Sprachraum freilich eine deutliche soziale Zweiteilung zwischen den Besitzerfamilien und ihren nicht verwandten Angestellten.[97] Die erbenden Bauernkinder heirateten weitgehend unter sich.[98] Von dieser Zweiteilung zeugt im Knecht unter anderem die ausbeuterische[99] beziehungsweise feindliche[100] Haltung der Bauern Resli und Joggeli gegenüber ihrem Gesinde.[101] Johannes, der

Uli «fast [...] wie mein eigen Kind» liebt,[102] ist eine absolute Ausnahme unter den Bauern im Roman.[103] Wenn er Uli das «Hudeln» verbietet,[104] wenn er seinen Dienstboten befiehlt, in die Kirche zu gehen,[105] wird aber erkennbar, dass auch zwischen ihm und seinem Gesinde ein steiles soziales Gefälle besteht. Die moralische und religiöse Zucht, die Dienstherren seinerzeit disziplinarisch übten,[106] ist in der Figur des Bodenbauern nicht unterschlagen. Auch der Dienst unter einem «guten Meister»[107] war, so viel wird deutlich, mit einer empfindlichen Beschneidung der Selbstbestimmung verbunden.[108] Die unmündige, in dieser Hinsicht tatsächlich «kindähnliche Stellung»[109] jedenfalls jüngerer Dienstboten im bäuerlichen Haushalt ist im *Knecht* nur teilweise religiös verklärt.

Ulis geringer sozialer Status offenbart sich auch in den Widerständen gegen seinen sonntäglichen Aufenthalt in der geheizten Stube.[110] Als er daran denkt, Elisi zu heiraten, rät ihm selbst Johannes ab,[111] weil er – wie es mehrfach heisst – «nur der Knecht»[112] sei. Als er Pächter auf der Glungge ist, anerkennen ihn die eigenen Dienstboten nicht als Meister.[113] – Tatsächlich hatten arme Knechte in der ländlichen Gesellschaft zu Gotthelfs Zeiten im Allgemeinen nur sehr beschränkte Möglichkeiten, ihren sozialen Rang zu verbessern. Wenn ihnen keine vorteilhafte Heirat gelang, blieb ihnen kaum etwas anderes, als sich – wie Uli –[114] durch treuen Dienst einen «Namen» zu machen, wie Johannes lehrt,[115] einen Ruf im Sinne eines kulturellen Kapitals.[116] Das ermöglichte ihnen immerhin, etwas besser bezahlte Stellen zu finden und innerhalb der Gesindehierarchie aufzusteigen –[117] der Weg, den auch Uli im *Knecht* geht.

Ulis dürftige finanzielle Mittel

Knecht und *Pächter* geben zudem zu erkennen, dass eine Karriere wie jene Ulis normalerweise an den mangelnden finanziellen Mitteln scheitern müsste.[118] In dieser Beziehung äussert sich Johannes zwar etwas widersprüchlich, sodass die Kritik des *Christlichen Volksboten* nicht ganz unbegründet erscheint. Zu Beginn des *Knechts* sagt er nämlich zu Uli: «Es hat mancher nicht mehr gehabt als du und hat jetzt Haus und Hof und Ställ voll War.»[119] Als es in der Folge zweimal um die Selbständigkeit Ulis geht, schätzt er die Aussichten allerdings nicht mehr so optimistisch ein. Das erste Mal, vermutlich nach ein paar Jahren in Johannes' Dienst, hat Uli rund 100 Kronen angespart –[120] nicht die Hälfte des Jahreslohnes, den eine Lehrerin 1836 an der Mädchensekundarschule in Bern verdiente.[121] Johannes sagt ihm, das reiche nur für die Pacht eines «Kuhheimetli[s]»; auf solchen gingen «die meisten» bald zugrunde.[122] Der

Pächter schildert zwei solche «mager[e] Höflein»,[123] auf denen man, obwohl durchaus «fleißig», «zu wenig hat, um zu leben, und zu viel, um zu sterben».[124]

Beim zweiten Mal, als Uli an Selbständigkeit denkt, hat er über zehn Jahre gespart und als Meisterknecht auf der Glungge relativ gut verdient.[125] Er hat jetzt 2000 Pfund, also rund 600 Kronen,[126] immerhin das Zweieinhalbfache jenes Lehrerinnen-Jahreslohnes – aber doch nur vier Fünftel dessen, was Gotthelf zwischen 1840 bis 1844 pro Jahr einnahm.[127] Für die Pacht jedenfalls eines grösseren Hofes, schätzen sowohl Uli wie auch der Bodenbauer, reicht das noch immer kaum aus.[128] Uli kann die Glungge kurz darauf nur pachten und sich im *Pächter* als solcher auf dem Hof halten, weil ihn Johannes unterstützt.[129] Zum «reiche[n] Bauer[n]» auf der Glungge wird er nach der im *Pächter* erzählten Zeit nur deshalb avancieren, weil seine Frau Vreneli, wie sich herausstellt, die Erbin des neuen Glunggen-Besitzers ist.[130]

Ermutigung zu «echtem» Christentum

Aus eigener Kraft hätte Uli den beiden Romanen zufolge also nicht so weit aufsteigen können.[131] Dass er Pächter wird, verdankt er wie schon die Stellung als Meisterknecht seinem kulturellen Kapital, seinem «Namen», der auf der Verinnerlichung der christlichen Dienstpflicht beruht und ihm die Patronage des Bodenbauern einbringt.[132] Sein letzter Karriereschritt, das Avancement zum Bauern, hängt, wie Hahl aufzeigt, seinerseits eng mit der vorbildlichen Christlichkeit zusammen, die Hagelhans, der neue Besitzer der Glungge, an Uli und Vreneli erfährt. Sie scheint ihn dazu zu bringen, Vreneli zu offenbaren, dass er möglicherweise ihr Vater ist, und sie zu seiner Erbin zu erklären.[133]

Der *Pächter* setzt die den *Knecht* schon bestimmende Entwicklung somit fort: Entscheidend für Ulis ausserordentlichen sozialen Erfolg ist seine christliche Lebensführung, die die allerletzten Sätze des *Pächters* noch einmal betonen.[134] Das entspricht Gotthelfs Forderung in der *Armennoth*, die Armut «mit Gottvertrauen» zu bekämpfen.[135] Der Ausnahmestellung, die der «christliche Knecht» und sein frommer Meister unter ihren jeweiligen «Standesgenossen» in den Romanen einnehmen, korrespondiert in der *Armennoth* wiederum die Klage über den grassierenden «Unglaube[n]», in dem Gotthelf letztlich die Hauptursache für das Anwachsen der Armut sah.[136] Der Aufruf, die Ermutigung zum «Gottvertrauen», zu «echte[m]» Christentum – das ist im Kern, um es mit dem Untertitel der Erstausgabe des *Knechts* zu sagen, die *Gabe für Dienstboten und Meisterleute*, die Gotthelf in Zeiten grösster Armut mit den *Uli*-Romanen offerierte.

Anmerkungen

1 Brief vom 10.04.1842 an Johann Jakob Reithard. In: EB 5, 205–208, hier 207.

2 Brief vom 11.08.1840 an Johann Jakob Reithard. In: EB 5, 70–74, hier 72.

3 Anonymus: Jeremias Gotthelf's neuestes Werk. In: *Intelligenzblatt für die Stadt Bern* 16,48 (1849), 317f., hier 318.

4 SW 4, 29.

5 SW 11, 444.

6 SW 4, 130.

7 Flückiger Strebel, Erika: Zwischen Wohlfahrt und Staatsökonomie. Armenfürsorge auf der bernischen Landschaft im 18. Jahrhundert. Zürich 2002, 279.

8 SW 4, 74.

9 Fehr, Karl: Jeremias Gotthelf. Zürich 1954, 173–176.

10 Cimaz, Pierre: Jeremias Gotthelf (1797–1854). Der Romancier und seine Zeit. Tübingen, Basel 1998, 457.

11 Hahl, Werner: Jeremias Gotthelf – der «Dichter des Hauses». Die christliche Familie als literarisches Modell der Gesellschaft. Stuttgart, Weimar 1994, 44.

12 SW 15, 83–268, hier 90. Siehe zur *Armennoth* auch den Beitrag von Lukas Künzler in diesem Band.

13 Pfister, Christian: Geschichte des Kantons Bern seit 1798. Bd. 4: Im Strom der Modernisierung. Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt 1700–1914. Bern 1995, 296f., 301.

14 SW 4, 266.

15 Hahl (wie Anm. 11), 94.

16 Pfister (wie Anm. 13), 200, 227.

17 Ebd., 199.

18 Landolt, Niklaus: Tauner. In: Historisches Lexikon der Schweiz (www.hls.ch, abgefragt am 25.05.2014).

19 Pfister (wie Anm. 13), 199f.

20 König, Mario: Unterschichten. 19. und 20. Jahrhundert. In: Historisches Lexikon der Schweiz (www.hls.ch, abgefragt am 25.05.2014).

21 Fehr (wie Anm. 9), 352, 355.

22 Hahl (wie Anm. 11), 21.

23 SW 18, 109–121, hier 113f.

24 Schmidt, Georg C. L.: Der Schweizer Bauer im Zeitalter des Frühkapitalismus. Die Wandlung der Schweizer Bauernwirtschaft im achtzehnten Jahrhundert und die Politik der Ökonomischen Patrioten. Bd. 1: Überblick. Bern 1932, 55.

25 Cimaz (wie Anm. 10), 457.

26 SW 4, 335.

27 Sieder, Reinhard: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt a.M. 1987 (Neue Historische Bibliothek), 17.

28 Sieder (wie Anm. 27), 52.

29 Sieder (wie Anm. 27), 49.

30 Sieder (wie Anm. 27), 58.

31 SW 4, 93–103.

32 Buhne, Reinhild: Jeremias Gotthelf und das Problem der Armut. Bern 1968 (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, Bd. 36), 68f.

33 Buhne (wie Anm. 32), 63.

34 SW 4, 98.

35 Buhne (wie Anm. 32), 65.

36 Pfister (wie Anm. 13), 142.

37 Pfister (wie Anm. 13), 310.

38 Buhne (wie Anm. 32), 65.

39 Sieder (wie Anm. 27), 49, 53f.

40 Pfister (wie Anm. 13), 310.

41 Pfister, Christian (Hrsg.): Bernhist. Historisch-Statistische Datenbank des Kantons Bern. Bern 2006 (www.bernhist.ch, abgefragt am 25.05.2014).

42 Hahl (wie Anm. 11), 18f.

43 Brief vom 01.12.1840 an Carl Bitzius. In: EB 5, 100f., hier 101.

44 SW 4, 387.

45 SW 4, 140.

46 EB 5, 101.

47 SW 15, 87.

48 SW 15, 99.

49 SW 15, 98f.

50 Pfister (wie Anm. 13), 310.

51 Hahl (wie Anm. 11), 71; siehe zu Geschichte und Weiterführung des Konzepts des «ganzen Hauses»: Eibach, Joachim: Das offene Haus. Kommunikative Praxis im sozialen Nahraum der europäischen Frühen Neuzeit. In: Zeitschrift für Historische Forschung 38 (2011), 621–664; Trossbach, Werner: Bauern 1648–1806. München 1993 (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, Bd. 19), 88–101.

52 Hahl (wie Anm. 11), 32.

53 Hahl (wie Anm. 11), 52, 77.

54 Hahl (wie Anm. 11), 50.

55 Hahl (wie Anm. 11), 55, 62.

56 SW 15, 107.

57 SW 15, 98.

58 Hahl (wie Anm. 11), 99.

59 SW 15, 198.

60 Holl, Hanns Peter: Gotthelf im Zeitgeflecht. Bauernleben, industrielle Revolution

und Liberalismus in seinen Romanen. Tübingen 1985 (Studien zur deutschen Literatur, Bd. 85), 275.

61 Hahl (wie Anm. 11), 44f.

62 Frank, Gustav: Der «Mythos vom Matriarchat» als realistische Reaktion auf Experimente des Biedermeier bei Bachofen, Gutzkow, Hebbel, Wagner und anderen. In: Titzmann, Michael (Hrsg.): Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier. Tübingen 2002 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 92), 409–439, hier 414–416.

63 Hahl (wie Anm. 11), 53.

64 SW 4, 8, 16.

65 SW 4, 30–32, 35.

66 SW 4, 29.

67 SW 4, 48f.

68 SW 4, 44.

69 Ebd.

70 SW 4, 71.

71 SW 4, 81.

72 SW 4, 84.

73 SW 4, 131f., 136f.

74 SW 4, 161.

75 SW 4, 132.

76 SW 4, 187.

77 Hahl (wie Anm. 11), 55.

78 Hahl (wie Anm. 11), 24–29.

79 Hahl (wie Anm. 11), 44.

80 Cimaz (wie Anm. 10), 459, 468.

81 Zitiert nach: Hahl (wie Anm. 11), 94.

82 SW 4, 130.

83 SW 4, 48f.

84 Hahl (wie Anm. 11), 46.

85 Hahl (wie Anm. 11), 68.

86 Undatierter Brief von 1817 an Bernhard Studer. In: EB 4, 11f., hier 11.

87 Schleiermacher, Friedrich: Kritische Gesamtausgabe. Band 3.1: Predigten. Erste bis Vierte Sammlung. Hrsg. von Meckenstock, Günter. Berlin, Boston 2012, 713f.

88 Sieder (wie Anm. 27), 14, 53.

89 Pfister (wie Anm. 13), 142.

90 Ebd.

91 Sieder (wie Anm. 27), 53, 60.

92 Montandon, Jens: «nuzung und beschwerden, nach daheriger gewohnheit und rechten».

Privilegien und Lasten in der Gesellschaft Worbs im 18. Jahrhundert. In: Schmidt, Heinrich Richard (Hrsg.): Worber Geschichte. Bern 2005, 117–137, hier 121.

93 Sieder (wie Anm. 27), 49f.

94 Sieder (wie Anm. 27), 60.

95 SW 4, 227–288.

96 EB 5, 101.

97 Sieder (wie Anm. 27), 21.

98 Sieder (wie Anm. 27), 14.

99 SW 4, 47.

100 SW 4, 146.

101 Cimaz (wie Anm. 10), 460f.

102 SW 4, 319.

103 Cimaz (wie Anm. 10), 461.

104 SW 4, 9–11.

105 SW 4, 17f.

106 Hahl (wie Anm. 11), 32, 60.

107 SW 4, 376.

108 Buhne (wie Anm. 32), 63.

109 Sieder (wie Anm. 27), 57.

110 SW 4, 72–78; Cimaz (wie Anm. 10), 461.

111 SW 4, 287.

112 SW 4, 247, 250, 277.

113 SW 11, 144; Cimaz (wie Anm. 10), 144.

114 SW 4, 93.

115 SW 4, 31f.

116 Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen 1983 (Soziale Welt, Sonderbd. 2), 183–198, hier 185–190.

117 Sieder (wie Anm. 27), 52, 56.

118 Cimaz (wie Anm. 10), 462f., 465f.

119 SW 4, 29.

120 SW 4, 121.

121 HKG D 3.2, 1425, 1430.

122 SW 4, 123.

123 SW 11, 297.

124 SW 11, 236.

125 Vgl. SW 4, 9, 121f., 137, 321.

126 Vgl. HKG D 3.2, 1426.

127 HKG D 3.2, 1425, 1430.

128 SW 4, 321f.

129 SW 4, 322, 347; SW 11, 380.

130 SW 11, 441.

131 Holl (wie Anm. 60), 116.

132 SW 4, 322.

133 Hahl (wie Anm. 11), 109f.

134 SW 11, 444.

135 SW 15, 86.

136 SW 15, 96f.



Schloss Trachselwald. Im Schlossgut befand sich die Armenanstalt, die Bitzius 1834 mitbegründete.